

Tiefgreifender Strukturwandel in der Landwirtschaft des Münstertals

Die klimatischen und naturgeografischen Bedingungen für einen ertragreichen Ackerbau waren im Münstertal noch nie günstig. Sowohl der Getreide- wie der Kartoffelanbau diente im gesamten Tal schon immer nur der Eigenversorgung. In Notzeiten -und dazu dürfen die ersten Nachkriegsjahre und die frühen 1950er-Jahre gezählt werden- dehnte sich flächenmäßig das Ackerland in beiden Talgemeinden aus. Die im Vergleich zur Rheinebene kürzere, mit steigender Höhenlage abnehmende Vegetationsperiode ließ innerhalb des Münstertales anspruchsvollere Getreidesorten wie Weizen oder Sommergerste ihre lokale Höhengrenze erreichen. Neben Kartoffeln gediehen im Münstertal Hafer und Roggen noch am besten. Doch waren auch diese Pflanzen gerade in höheren Lagen (Stohren, Neuhof, Münsterhalden) noch im Mai von Kälterückfällen bedroht. So konnte der Ackerbau - abgesehen von den Geländeschwierigkeiten- nur mit einem hohen Aufwand an Pflege und Düngung durchgeführt werden, was aber auch Arbeit und Kapitaleinsatz für den Landwirt bedeutete. Aufgrund dieser Tatsachen -das sei vorweg schon gesagt- ist es nicht verwunderlich, dass gegen Ende der 1950er-Jahre sich das Ende des Ackerbaus im gesamten Münstertal abzeichnete.

Der Kartoffelanbau im Münstertal

Noch in den 1950er-Jahren zählte die Kartoffel zu den wichtigsten Grundnahrungsmitteln in der Bundesrepublik. Der Pro-Kopf-Verbrauch lag im Jahre 1950 bei 186 kg/Jahr. Er sank bis zum Ende des Jahrzehnts auf 130 kg. (Zum Vergleich: Er beträgt heute noch 62 kg pro Person und Jahr.) Für einen durchschnittlichen achtköpfigen Münstertäler Haushalt (mit Großeltern) bedeutete dies ein Bedarf von über eineinhalb Tonnen. Das sind rund dreißig Zentnersäcke!

Das erklärt auch, warum die meisten Münstertäler Familien (vom Hof bis hinauf zum Stohren) jede Möglichkeit nutzten, diese begehrte, überlebenswichtige Frucht anzubauen. Die Felder lagen innerhalb des Tales meist in höheren, steileren Bereichen der Allmenden. Sie reichten bis hinauf zur Waldgrenze. Viele Untertäler Familien besaßen darüber hinaus größere Äcker in Staufen, Wettelbrunn und Grunern.

Die Arbeit auf den Kartoffelfeldern im Münstertal war zu Beginn der 1950er-Jahre überwiegend Handarbeit. Während auf den weniger steilen Lagen vereinzelt schon Pferde mit Pflug und Egge zum Einsatz kamen, unterschied sich die Ackerbauweise an den Steilhängen kaum von der Arbeitsweise in den 1930er-Jahren. So wurden auf dem Acker mit der Hacke zunächst runde Löcher gegraben, in die dann die „Setzkartoffeln“ hineingelegt wurden. Danach wurde die Erde um die Kartoffeln angehäufelt. Während des nun folgenden Wachstums musste regelmäßig Unkraut gejätet und die Stauden nach Kartoffelkäfern abgesucht werden. Die Ernte verlief nach folgenden Schritten: Viele Helfer gruben von Hand (mit einem „Charst“) jede Staude einzeln aus dem Boden und schüttelten die Knollen ab. Kinder sammelten sie auf den Knien in Körbe („Zainen“). Erwachsene füllten die Kartoffeln in Säcke um und stellten sie für den Heimtransport (mit einem Fuhrwerk oder einem „Schneck“) an den Ackerrand. Einige Wochen nach der Ernte wurden die getrockneten Kartoffelstauden auf den Feldern verbrannt. Die von den Hängen des Tales schwelenden Rauchschwaden der Kartoffelfeuer kündigten im November das endgültige Ende der Herbstmonate an.

Die Kartoffelernte beanspruchte viele Helfer. Auch die Kinder mussten kräftig mithelfen. Die Herbstferien hießen deshalb im Münstertal auch „Kartoffelferien“. Die oft tagelange Erntearbeit verursachte bei vielen Helfern Rückenschmerzen und sorgte für schwielige Hände. Aber volle Kartoffelhurten im Keller und die Gewissheit, ohne Hunger über den Winter zu kommen, entschädigte alle Familienmitglieder für die Mühen.

Maschineneinsatz auf den Äckern in Staufen und Grunern

Etwas leichter im Vergleich zur Arbeit auf den Steilhängen im Münstertal hatten es die Familien mit Grundbesitz „auf dem Land draußen“. Die Arbeitsschritte waren im Grunde die gleichen. Doch konnten sie auf den ebenen Flächen die Dienstleistung der größeren Landwirte mit ihren Pferde- oder Ochsespannen in Anspruch nehmen. Die „Großbauern“ übernahmen das Pflügen und Eggen des Ackers, zogen mit einem Spezialgerät die Setz-Rillen und übernahmen auch das Anhäufeln der Erde. Das Hineinlegen der Kartoffeln war die erste Handarbeit. Zum Einsatz bei der Kartoffelernte kamen auch schon erste einfache „Kartoffelroder“. Das Pferd zog eine sich drehende Spindel langsam durch die Erde, rupfte die Wurzeln aus dem Boden und schleuderte die Kartoffeln zur Seite. Die Helfer liefen nun hinter dem Gespann her und lasen die Kartoffeln auf. Diese Auflesearbeit war allerdings im Vergleich zur Arbeit an den Steilhängen eine noch stärkere Beanspruchung des Rückens. Natürlich übernahm der „Großbauer“ mit seinem Gespann und der „Benne“ den Heimtransport ins Tal.

Das Ende des Kartoffelanbaus im Münstertal

Der wirtschaftliche Aufschwung, die ständig abnehmende Zahl von „mithelfenden Familienangehörigen“ und vor allem die vergleichsweise preisgünstigen Angebote an Kartoffeln durch spezialisierte, technisch gut ausgerüstete landwirtschaftliche Großbetriebe führten gegen Ende der 1950er-Jahre dazu, dass die meisten Münstertäler Familien ihren Kartoffelanbau einstellten. Da die Münstertäler auf ihren ohnehin kargen Böden nur für den Eigenbedarf produziert hatten, lohnten sich Investitionen in die moderne Maschinenteknik – wie sie im Bereich der Milch- und Viehwirtschaft durchaus sinnvoll waren- nicht. Das durch die vielen Äcker an den Hängen des Münstertals dominierte Landschaftsbild begann sich erstmals zu verändern.

Gegen Ende des Jahrzehnts kamen im Kartoffelanbau moderne Erntemaschinen auf den Markt. In wenigen Stunden leisteten sie mehr als früher Dutzende von Helfern an einem Tag. Die neuen „Vollernter“ nahmen in einem einzigen Arbeitsgang mehrere Kartoffelreihen auf, sammelten die Knollen ein, warfen sie auf ein Förderband und warfen die Stauden zurück auf den Acker. Erst jetzt war menschliche Arbeitskraft gefordert. Die Helfer sortierten auf dem Förderband Steine und andere Gegenstände (Metallteile/Glasscherben) aus. Das konnten selbst die besten Maschinen noch nicht.

Der Getreideanbau im Münstertal

Diente der Anbau der Kartoffel der Eigenversorgung der Familie so wurde das auf den Feldern im Münstertal angebaute Getreide -es handelte sich fast nur um Roggen und Hafer- fast ausschließlich als Futtermittel für das Vieh verwendet. Der Hafer war der „Treibstoff“ für die Pferde.

An den Steilhängen des Tales konnten in den 1950er-Jahren keine Maschinen eingesetzt werden. Deshalb dominierte auch im Getreideanbau überall die Handarbeit. Schon die Aussaat geschah von Hand. Einen Sack um den Leib gebunden hielt der Landwirt mit der linken Hand die Sacköffnung auseinander, mit der Rechten warf er alle zwei Schritte eine Handvoll Getreide aus. In einem zweiten Arbeitsgang verscharrten Frauen oder Kinder das Saatgut. Während der Reifezeit musste regelmäßig nachwachsendes Unkraut gejätet werden. Arbeitsreiche Tage brachte die Erntezeit. Die ganze Familie musste mithelfen.

Es begann mit der Mahd. Das reife Getreide mähten die Männer mit der Sense ab. Damit die Halme nicht durcheinander fielen sondern gleichmäßig in „Schoren“ zu liegen kamen, hatte man an der Sense einen „Bogen“ (ein korbähnliches Gestell) befestigt. Nach dem Mähen begann die Hauptarbeit der Frauen und Kinder. Kinder legten Bindeschnüre aus. Frauen nahmen mit der Sichel die Halme auf und banden sie zu Garben zusammen. Zum Trocknen wurden ca. fünf bis sieben Garben so gegeneinander aufgestellt, dass die Ähren oben waren.

So verblieben -je nach Witterung- die Garben ein bis zwei Tage auf dem Feld. Bei all diesen Arbeiten musste man mit dem Getreide besonders sorgfältig und behutsam umgehen. Kein Korn sollte verloren gehen. Jede Ähre war „heilig“. Die Ehrfurcht vor dem Brot wurde jedem Kind tief eingeprägt.

Dann wurden die Garben auf einen Leiterwagen geladen, der -wie beim Heuwagen- ebenfalls mit einem „Wiesbaum“ zusammengehalten wurde. Wenn sie es nicht noch zu Hause selbst mit dem Dreschflegel droschen, brachten die Obertäler Landwirte ihr Getreide entweder zu der beim Landwirt Josef Muckenhirn (Untere Gipf) stationierten Dreschmaschine oder (in der Mehrzahl) zum Dresch-Schopf in der Gemeinde Untermünstertal.

Im Märzen der Bauer die Rösslein einspannt...

Der Inhalt dieses alten Volksliedes traf auf die Münstertäler Landwirts-Familien zu, die ihre Felder in den Gemeinden Staufen, Grunern und Wettelbrunn hatten. Die besseren Böden und das mildere Klima ließen hier auch den Anbau von Gerste und vor allem Weizen (ein wichtiger Mehllieferant) zu.

Hier „spannte der Bauer nicht nur seine Rösslein ein“ sondern -wie es im Lied weiter heißt- „er pflüget und egget und sät.“ Was die gebirgigen Hanglagen des Münstertals nicht zuließen, war „in der Ebene draußen“ möglich. Die gesamte Bodenbearbeitung übernahmen für die vielen Kleinlandwirte die größeren Bauern mit ihren Pferde- oder Ochsen gespannen. Neben Pflug und Egge hatten sie bereits eine von den Pferden gezogene einfache „Sämaschine“ und einen „Getreidemäher“. Auch der Heimtransport zur Dreschmaschine in Untermünstertal wurde übernommen. Lediglich das Binden und Aufstellen der Garben hatten Familienmitglieder zu übernehmen.

Gegen Ende der 1950er-Jahre kamen die ersten selbstfahrenden Mähdrescher zum Einsatz auf den Feldern der Rheinebene. Sie fassten alle bisherigen „von Hand“ erledigten Arbeitsgänge zusammen und ersparten viele Arbeitskräfte. In einer Stunde ernteten diese „Ungetüme“ bis zu einem Hektar Fläche ab.

Das Ende des Getreideanbaus und der Dreschmaschine

Seit den 1920er-Jahren hatte die Gemeinde Untermünstertal im „Dresch-Schopf“ ihren Landwirten eine Dreschmaschine zur Verfügung gestellt. Sie befand sich auf dem Grundstück der heutigen Firma „Küchen-Gutmann“ im Hof-Wogenbrunn. Sie zeigte in den ersten Nachkriegsjahren natürliche „Alterserscheinungen“ und war reparaturanfällig.

So entschloss sich der Gemeinderat im Jahre 1950 zur Anschaffung einer neuen Dreschmaschine zum Preis von 10 400 Mark. Es handelte sich um ein Fabrikat der Dreschmaschinenfabrik Wöhrle aus Mühlhausen bei Engen (Hegau). Herrschte in den frühen 1950er-Jahren während der Erntezeit bis in die Nacht hinein Hochbetrieb (manchmal lief die Maschine bis in die frühen Morgenstunden), so wurde das gemeindeeigene Unternehmen „Dreschmaschine“ ab Mitte der 1950er-Jahre zu einem jährlichen Zuschussbetrieb. Ursache hierfür war die Aufgabe des Getreideanbaus vieler Münstertäler Landwirte wegen Unrentabilität. Hinzu kam, dass für die Untertäler Landwirte auf den Äckern in der Rheinebene der Mähdrescher die Arbeit zu erledigen begann. Nach 1959 wurde die Dreschmaschine in der Rotte Hof nur noch von einigen Landwirten aus Obermünstertal beansprucht. Dies war mit ein Grund, warum die Gemeinde Untermünstertal ihre Dreschmaschine der Obertäler Gemeindeverwaltung zum Kauf anbot. Aber auch diese hatte kein Interesse mehr, da auch ihre Landwirte aus wirtschaftlichen Gründen auf den Anbau von Hafer und Roggen verzichtet hatten. Weil im gesamten Tal ab Mitte des Jahrzehnts die Pferde immer mehr durch Traktoren ersetzt worden waren, erübrigte sich der arbeitsintensive Haferanbau. Im Jahre 1963 stellte die Gemeinde Untermünstertal den Dreschbetrieb endgültig ein. Damit ging ein weiteres Kapitel landwirtschaftlicher Arbeit im Münstertal zu Ende.

Auch Wildschweine und Kartoffelkäfer tragen zum Ende des Ackerbaus bei

Nicht nur die wirtschaftliche Unrentabilität sondern auch „natürliche“ Ursachen beschleunigten die Aufgabe des Ackerbaus in den beiden Gemeinden. Hauptfeind der Landwirte waren die Wildschweine. Sie waren in den ersten Nachkriegsjahren kaum bejagt worden und hatten sich massenhaft vermehrt. Rudel von 30 bis 40 Wildschweinen „bearbeiteten“ auf ihre Weise die Wiesen und Felder des Tales. Die französische Besatzungsmacht hatte erst im Jahre 1950 deutschen Jägern wieder die Jagderlaubnis erteilt und auch dies anfänglich nur mit Schrotbüchsen. So versuchten die Landwirte die Tiere zu vertreiben, indem sie nachts mit Karbid gefüllte Blechdosen und alte Milchkannen zur Explosion brachten – vergebens.

Im Jahre 1952 bat die Gemeinde Untermünstertal die „Jagdgesellschaft Belchen“ inbrünstig um die „Ausrottung der so gefürchteten und gehassten Schwarzkittel“. Im Mai 1954 hatte Förster Josef Brandenberger sein 40. Wildschwein erlegt. Dies war Anlass für die Gemeinde, ihm in der „Badischen Zeitung“ zu diesem Erfolg öffentlich zu gratulieren.

Auch der Kartoffelkäfer war bis Mitte des Jahrzehnts ein gefährlicher Feind. Die Landwirte wurden vom Landwirtschaftsamt verpflichtet, Käfer und ihre Larven zu bekämpfen. Die Behandlungstermine wurden behördlich festgesetzt. Auch wurden verbilligte Stäubemittel an die Landwirte verteilt. Die modernen Insektizide vernichteten sowohl Larven, Alt- und Jungkäfer. Eine zusätzliche Arbeitsbelastung kam mit diesen Maßnahmen dennoch auf die Landwirte zu.

Nächste Folge: *Die Waldwirtschaft in den 1950er-Jahren*